

Gimme Shelter



Habibe Ibrahim im Haus Pfeiffergasse

Text: Kimberly Bradley

Es wird gerade an einem der letzten Schirme gearbeitet, als ich zum ersten Mal die Flüchtlingsnotunterkunft¹ der Caritas in der Pfeiffergasse – einem kleinen Gässchen in einer abgelegenen Gegend des 15. Wiener Gemeindebezirks – besuche.

Im Großraumbüro hilft Amin, ein großer kräftiger 22-Jähriger aus dem Iran, Günter Katherl von Caramel Architekten gerade, einen jener Riesenschirme aufzubauen, wie sie sonst in Gastgärten vor Cafés Schatten spenden. Wie kleine mongolische Jurten sprenkeln die grünen Schirme mit den Seitenvorhängen in Kindergartenfarben alle Räume im Gebäude. Sie sorgen für Privatraum und Ordnung.

Bis heute schliefen die aus vielen Ländern stammenden alleinreisenden Asylsucher auf Matratzen, die in langen Reihen auf einem grauen Teppich lagen. Die Notunterkunft war bis November 2015

¹ Ich habe mich in diesem Beitrag für die Verwendung der Ausdrücke „Flüchtlinge“ und „AsylwerberInnen“ entschieden.



Asimi Elmira im Haus Pfeiffergasse

ein leer stehendes Bürogebäude. Davor befand sich darin eine IT-Firma, deren Gerätschaften noch immer überall hervorlugen.

Ich stelle mir das Großraumbüro voll mit Schreibtischen und Managern in gebügelten Hemden vor. Amin zieht gerade gebogene Stangen durch Ösen am Schirmrand, auf die er dann Vorgänge hängt. Der Innenraum des Zelts wird von einem Vorhang, auf den Taschen aufgenäht sind, in zwei Hälften geteilt. So ergeben sich zwei separate Schlafbereiche.

Nicht alle Flüchtlinge wollen einen Schirm. Zwei Burschen motzen auf dem Boden auf ihren Matratzen liegend. „Ein paar sind gegen die Schirme“, erklärt Katherl lachend, „am Anfang jedenfalls.“ Andere wieder erwarten sie schon sehnsüchtig. Auch eine Filmcrew ist da. Es ist viel los, alle sind zu beschäftigt für ein Gespräch.

Aus dem Nebenraum kommt eine Gruppe Syrer. Dieses Stockwerk ist für Männer, die ganze Unterkunft mit ihren etwa zweihundert Menschen ist aber gemischt. Meist sind es Familien, die ursprünglich hier nur notversorgt werden sollten.² Wer sind sie? Woher kommen sie? Welche Geschichten haben sie zu erzählen? Was denken sie über die architektonischen Eingriffe in ihren temporären Wohnraum? Ich bitte Amin, der, wie man mir sagt, im Iran Architektur studiert hat, um seine Telefonnummer. Bald werde ich mehr wissen.

Displacement

In den meisten europäischen Medien hört man, wenn es um die Flüchtlingskrise geht, seltsamerweise kaum jemals den breiteren Begriff der Vertreibung. Ende 2015 bezogen sich die meisten Schlagworte in der deutschsprachigen Presse auf die schieren Zahlen der Flüchtlinge aus Syrien, dem Iran, dem Irak, aus Afghanistan, Somalia, Pakistan und anderen vom Krieg verwüsteten Ländern. Man spricht von „Flut“, von „Welle“ und von „Krise“.

Die Schlagworte von heuer sind „Grenze“ (ein Mehrzweckwort für Landesgrenzen und Obergrenzen), „Werte“ (westliche, nicht islamische, wobei umstritten ist, was westliche Werte sind) und „Integration“ (womit bisweilen deren Unmöglichkeit gemeint ist).

Vertreibung hingegen ist kein Zeitungswort. Es bezeichnet Menschen, die bereits die Möglichkeit hatten, zu überlegen, wo sie eigentlich angekommen sind – dass sie eben Vertriebene sind. Vor weniger als einhundert Jahren, nach den riesigen Vertreibungen in Europa, die sich durch die Schriften von DenkerInnen wie Hannah Arendt ziehen, hörte man dieses Wort ganze Jahrzehnte lang. Letztlich haben alle in ihren neuen Heimaten Wurzeln geschlagen.

Arendt wusste, dass die Vertriebenen vor allem ihr Zugehörigkeitsgefühl, ihre Identität, ihre Verwurzelung verlieren. Kann man das alles überhaupt wiederherstellen? Oder bleibt die neue Identität, das neue Zugehörigkeitsgefühl, für immer eine Zweitform, eine Übersetzung, ein Flickwerk? „Doch die Erschaffung einer neuen Persönlichkeit ist so schwierig und so hoffnungslos wie eine Neuerschaffung der Welt“, schrieb Arendt in ihrem bekannten Essay „Wir Flüchtlinge“.³ Wenn aber diese neuen Welten so schwierig zu erschaffen sind, wie sollen dann neue Orte – Nationen, Städte, aber auch Notunterkünfte – zu einer Heimat werden?

² Das Gebäude, das von einem Schild auf dem Dach immer noch als „zu vermieten“ beworben wird, wurde über das österreichische „Durchgriffsrecht“ nutzbar gemacht, das am 1. Oktober 2015 in Kraft trat. Das Gesetz besagt, dass die österreichische Bundesregierung auch gegen Proteste vonseiten der Gemeinden und der Länder Flüchtlingsunterkünfte einrichten darf.

³ Hannah Arendt, „Wir Flüchtlinge“, in: Marie Luise Knott (Hg.), „Hannah Arendt: Zur Zeit. Politische Essays“, München 1989, S. 17.

Amin



Amin Mahafi im Haus Pfeiffergasse

Amin antwortet nicht auf meine SMS. Bald begreife ich, warum: Er hat kein Guthaben auf seinem Smartphone. Die meisten Flüchtlinge in der Pfeiffergasse haben, weil sie in Österreich nicht als AsylwerberInnen anerkannt sind, nur eine grüne Karte.⁴ Bis sie als solche anerkannt sind (nach einer weißen Karte und nach einem erfolgreichen Zweitgespräch wird ihnen ein „Reisedokument“ ausgestellt, das einem österreichischen Reisepass verdächtig ähnlich sieht, aber keiner ist), bekommen sie nur vierzig Euro Taschengeld im Monat. Das reicht gerade, um ein, zwei SMS zu verschicken, und eventuell für den Mitgliedsbeitrag in einem Fitnessklub.⁵ Das Telefonguthaben schwindet rasch, wenn man mit Familienmitgliedern in den Kriegsgebieten telefoniert – wissen will, wie es ihnen geht, ob sie überhaupt noch am Leben sind.

Um 10:30 Uhr komme ich beim Notquartier an. Ich gehe durchs Stiegenhaus, das gerade von Kindern und ihnen nachlaufenden Müttern zu wimmeln beginnt. Amin wartet auf mich auf dem Absatz des vierten Stockwerks in einem grau-weiß gestreiften Pyjama. Der Pyjama sieht süß aus, was ich ihm später auch sage. Er bittet mich, zu warten, bis er sich geduscht hat. Für das erste „Interview“ gehen wir dann ins Konferenzzimmer, in dem zweimal in der Woche der Deutschkurs stattfindet. Ich erfahre, dass Amin wirklich Architektur studiert hat, Christ ist und in der südiranischen Stadt Ahvaz aufwuchs.

„Als Christ wäre mir das passiert, wenn ich im Iran geblieben wäre“, sagt er in gebrochenem Englisch und macht mit seiner Hand eine Geste, als würde man ihm die Kehle durchschneiden. Amins Vater war Bäcker. Er starb vor neun Jahren an den Folgen von Diabetes. Obwohl Amin sein Architekturstudium abgeschlossen hat, wäre es schwierig, wenn nicht unmöglich gewesen, seinen Beruf im Iran auszuüben. „Wenn du im Iran Geld und Beziehungen hast, dann lebst du gut“, erklärt er, „aber wenn nicht, dann wirst du nie gut leben.“

In Ahvaz wohnte Amin in einem Einfamilienhaus. Im November 2015 kam er in Österreich an, seit drei Monaten lebt er nun in der Notunterkunft. Er ist ein offener Mensch, lacht gerne und ist, als Muhammad, mein syrischer Dolmetsch und Kulturberater, eintrifft, zu diesem genauso freundlich. Muhammad stellt fest, dass Amin nicht nur Farsi, sondern auch Arabisch spricht. Unser Gespräch geht also in ihrer gemeinsamen Sprache weiter, die sie wesentlich fließender beherrschen als Englisch.⁶ Wir diskutieren über den architektonischen Eingriff von Caramel Architekten. Immer wieder verstehe ich das englische Wort „umbrella“ in ihr Gespräch eingestreut und muss lachen.

Der Kontrast zwischen Amins allgemeiner und seiner persönlichen Meinung zu den Schirmen ist nicht weniger witzig. „Der Schirm – der ist gut! Gut für Familien, die ihre Ruhe brauchen. Manche waren sauer, weil die Fenster keine Vorhänge hatten. Die Schirme waren da eine Verbesserung. Man stellt sie in zwanzig Minuten auf, und schon sind die Leute glücklich, die Kinder noch mehr. Es ist ganz einfach.

4 Die „grüne Karte“, das klingt für viele Menschen aus dem Westen wunderbar nach der amerikanischen Arbeitsbewilligung. Im österreichischen Asylverfahren ist die grüne Karte indes das allererste Dokument, das Asylwerbende erhalten. Es bedeutet, dass er oder sie nun registriert und das Asylverfahren eröffnet ist. Rechte gewährt sie kaum welche.

5 Bei allen meinen Bekanntschaften mit Flüchtlingen aller Altersgruppen und Nationalitäten ist unter den jungen Männern eines immer gleich: Sie verbringen viele Stunden in Wiener Fitnessklubs. Zuerst dachte ich, sie würden sich Muskeln antrainieren wollen, aber dann erklärte mir ein junger Mann, das es viel eher um die psychische Gesundheit – um ein Ventil für ihre Ängste – und um den Zeitvertreib gehe.

6 Muhammad, der aus Aleppo kommt, meint, dass Amins Arabisch irakisch klingt. Später witzeln wir, dass der Unterschied zwischen dem levantinischen Dialekt und Amins Arabisch dem Unterschied zwischen dem amerikanischen und dem schottischen Englisch ähnlich sei – oder dem zwischen Tirolerisch und Plattdeutsch.

Aber ich mag die Schirme nicht, und ich habe auch keinen. Ein Schirm ist gut zum Deutschlernen, zum Schlafen oder zum Filmeanschauen. Aber nicht 24 Stunden lang! Ich lebe mit fünf Jungs in einem Raum, und die möchte ich sehen. Im Schirm drinnen sieht man nur Grün und Rot.“



Manssour Mohammed Subhi und Hanouf Tammah im Haus Erdberg

Amin ist sich ziemlich sicher, dass die Schirme keine Architektur sind. Ich versuche, ihn davon zu überzeugen, dass sie es sein könnten. Er bewundert die Bauwerke Wiens, die schönen Fassaden, auf denen die Geschichte sichtbar wird, und dass die Einrichtungen so modern und perfekt sind. Bei der Caritas hat man ihm gesagt, dass sein letztes Behördengespräch im Juni oder Juli stattfinden wird.

Dann wird Amin, so hofft er, Deutsch lernen, seinen Master in Architektur machen, ein Praktikum absolvieren, arbeiten. „Das Architekturstudium ist hier besser“, meint er. Inzwischen versucht er, die endlosen und letztlich bedrückenden Stunden auszufüllen, in denen er anfangs fast nur geschlafen und gegessen hat.

Wien

Die Menschenflut begann sich Anfang September 2015 ernsthaft nach und durch Österreich zu ergießen. Deutschland hatte mit dem Ausruf „Wir schaffen das!“ die Schleusen geöffnet, und gleichzeitig begann Ungarn, seine Grenzen zu schließen.

Im Herbst 2015 passierten 788.000 Flüchtlinge Österreich. 300.000 kamen durch Wien. Am Ende hatten 90.000 Menschen in Österreich um Asyl angesucht.

Interessanterweise war die Pro-Kopf-Asylantragsrate 2015 damit höher als die in Deutschland. Dort wurden 441.800 Anträge gestellt, das ergibt einen pro 185 Deutsche. In Österreich waren es 88.900 Anträge, das ist ein Antrag pro 98 ÖsterreicherInnen.⁷ Im April 2015 leben 21.600 Flüchtlinge in Wien, davon 4.600 immer noch in „Notquartieren“ mit über zweihundert Menschen Belegung.⁸

Gemeinschaft

Ahmad⁹ wohnt im vierten Stock in etwas, das man nur als Schirmdorf bezeichnen kann. Hier leben ein Dutzend Männer unterschiedlicher Nationalität zusammen. Ihre Schirme stehen in einer langen Reihe im hinteren Teil des Raums. Der vordere Teil ist so etwas wie ein Gemeinschaftsbereich mit Teetischen und Stühlen. Ahmad ist aus Aleppo. Muhammad ist wieder bei mir, um zu dolmetschen. Er erkennt Ahmad, der Ladenbesitzer in seinem Viertel in Aleppo war. Lachen, Schulterklopfen, ein schneller Austausch, den ich nicht verstehe. Egal wie die Umstände sind, es ist immer schön, in der Fremde jemanden von zu Hause zu treffen.

Ahmad bietet uns etwas zum Sitzen an, so als wären wir auf seiner Veranda.¹⁰ Der Dreißigjährige hat hypnotische grüne Augen, die durch seine ovalen Brillengläser blinzeln. Seine Stimme ist ruhig. In Wien könnte er auch bei seinem Bruder wohnen, der vor der Einberufung in Baschar al-Assads Armee flüchtete und bereits 2014 in Österreich landete. Doch Ahmad wohnt lieber im Notquartier – wegen der Freunde und der Gemeinschaft. Die Männer waren einstimmig für die Schirme in ihrem Zimmer und haben es sich nun gemütlich gemacht.

7 Zahlen mit freundlicher Genehmigung der Stadt Wien.

8 Jon Henley, „After the Flood: Vienna’s struggle to make its refugee residents feel at home“, in: „The Guardian“, 5.5.2016, <http://www.theguardian.com/cities/2016/apr/04/vienna-migration-crisis-refugees-refuge-cities-residents> (zuletzt besucht am 25.4.2016).

9 Name auf seine Bitte hin geändert.

10 Und irgendwie sind wir das ja auch.

Amin ist sich ziemlich sicher, dass die Schirme keine Architektur sind. Ich versuche, ihn davon zu überzeugen, dass sie es sein könnten.

In Syrien bekam Ahmad die Diagnose Depression. Sein Therapeut riet ihm, sich von seiner Familie zu trennen, die unter dem Druck des Kriegs zusammengebrochen war. Langsam gehen Depression und Einsamkeit zurück. In der Unterkunft blieb das nicht unbemerkt.

Heute hat Ahmed seine weiße Karte, die Aufenthaltsgenehmigung, bekommen. Er hatte Sorge gehabt, weil die Kopie seines Reisepasses in Kroatien ausgestellt worden war.

„Ich bin vielleicht der glücklichste Mensch im ganzen Haus“, sagt er und grinst. Dann bricht er in Lachen aus.

Habibe und Elmira

Habibe kann sich gar nicht erinnern, welche europäischen Länder sie alle durchquert hat, bevor sie endlich in Österreich angekommen ist.

An die 25 Stunden aber, die sie und ihre fünfköpfige Familie zu Fuß von Teheran bis in die Türkei zurückgelegt haben, erinnert sie sich sehr wohl. Und an den Monat in Izmir, als sie darauf wartete, dass sich die Stürme in der Ägäis legten. Sie erinnert sich an das erste Schlauchboot von der Türkei nach Griechenland, das ein Leck hatte. Ihr Mann sprang ins Meer. Man half ihm ans Ufer, leider ans türkische. Sie erinnert sich an das zweite Boot, das es dann nach Griechenland schaffte. Der erste Schlepper verschwand. Also zahlte die Familie zweimal.¹¹



Amer Mohammed im Haus Erdberg

Auch Habibe kommt aus dem Iran, genauer aus der Stadt Maschhad, wo sie als afghanischer Flüchtling geboren wurde. Diese Doppelvertreibung ist in den Flüchtlingsunterkünften überraschend häufig. Im Iran, sagt Habibe, bekommen Kinder aus Afghanistan keine Staatsbürgerschaft und können daher nicht normal in die Schule gehen. Sie sei nach Europa gekommen, um ihren Kindern – zwei Jungen im Alter von zehn und 14 und ein Mädchen namens Elmira mit 16 Jahren – ein besseres Leben zu ermöglichen.

Wir befinden uns wieder im vierten Stock des Heims in der Pfeiffergasse und treffen im hektischen Foyer Habibes Jüngsten. Er spricht bereits Deutsch und kommt gerade aus der Schule. Habibe trägt einen Hidschab und sieht irgendwie lebensmüde aus. Sie spricht nur Farsi, also zeigt sie mir, als ich nach ihrem Namen frage, ihre weiße Karte. Darauf sehe ich, dass sie 1977 geboren wurde.¹² Im Iran arbeitete sie als Schneiderin in einer Firma. In der Notunterkunft Pfeiffergasse wurde sie die inoffizielle Chefnäherin für Schirme und Vorhänge.

Zweieinhalb Monate hat sie gemeinsam mit anderen Frauen – alle aus Afghanistan – und ihrer Tochter Elmira jene fast 2.000 Quadratmeter Stoff gesäumt und genäht, die nun auf und zwischen den Schirmen hängen. „Sechs Frauen haben gearbeitet: drei als Näherinnen und drei als Helferinnen“, erzählt Elmira, die größer ist als ihre Mutter. „Wir haben hart gearbeitet, und wir waren froh dabei“, fügt sie hinzu. Sie war die einzige Jugendliche in der Gruppe. Elmira, ihre Mutter und die zwei Brüder wohnen in einem Zimmer mit zwei anderen Familien, ihr Schirm ist von zusätzlichen Vorhängen umgeben, die den Privatraum abstecken.

Habibe hatte den Schlüssel zum Nähzimmer und begann oft schon um halb neun Uhr morgens zu arbeiten. Die Architekten von Caramel waren ihr zufolge „anständig, nett und kooperativ. Unsere Arbeit hat die Zeit schneller vergehen lassen, so konnten wir uns selbst helfen.“

¹¹ Im Herbst 2015 galt für die Überfahrt von der Türkei nach Griechenland mit dem Schlauchboot ein Preis von 1.200 Euro pro Person.

¹² Der von mir vorgesehene Farsi-Dolmetsch war verschwunden, also schlossen wir für das Gespräch eine Dolmetschkette von Habibe/Elmira über Amin und Muhammad zu Kimberly (und zurück), was trotz des ernststen Themas zu einigem Gelächter führte.

In Maschhad wohnte die Familie in einem gemieteten Haus. Ihr Mann hörte, dass Flüchtlinge in Österreich gut behandelt würden und dass Wien schön sei. Trotzdem hatten sie es sich anders vorgestellt. Habibe hat nichts gegen den Schirm. Später zeigt sie uns einen „Gemeinschaftsraum“ im fünften Stock. Seit sie den Familienschirm haben, reden sie weniger mit ihren NachbarInnen, dem Bedürfnis nach Gemeinschaft ist hier und in der Cafeteria Genüge getan. Doch die Zeit vergeht langsam. „Nichts passiert“, sagt Habibe. „Wir sind jetzt vier Monate da. Kein Transfer, nichts geht weiter.“

Sie macht einen schicksalsergebenen, aber keinen ärgerlichen Eindruck. Elmira hingegen wirkt bestimmt und unaufhaltsam. Sie will Ärztin werden. Ich stelle sie mir in zwanzig Jahren vor, mit einem weißen Mantel. Die junge Frau blickt auf ihre Uhr, bald beginnt ihr Deutschkurs. Wir scheinen sie zu langweilen. Sie ist 16. Manche Dinge sind eben in allen Kulturen gleich.

Erdberg

In der Umgebung der gleichnamigen U-Bahn-Station ist Erdberg nicht schön. TouristInnen lernen diese Ecke Wiens höchstens dann kennen, wenn sie unglücklicherweise per Bus ankommen. Nicht weit vom Busbahnhof entfernt steht an der unscheinbaren Erdbergstraße wuchtig und unheimlich ein Komplex aus sieben- oder achtstöckigen Gebäuden. In einem Hof aus Beton befindet sich so etwas wie eine brutalistische Skulptur in einem trockenen Brunnen. Man fühlt sich wie unter einer Autobahnbrücke.

Auf einer Seite des Hofes steht eine Gruppe offensichtlich nicht aus Österreich stammender Männer. Sie rauchen. Das ist der Eingang zum Erdberger Flüchtlingsquartier, das zu Spitzenzeiten sechshundert Menschen beherbergt hat. Im März 2016 waren es 441, wobei man plante, die Zahl der dort untergebrachten alleinreisenden Männer noch durch Familien zu erhöhen.¹³

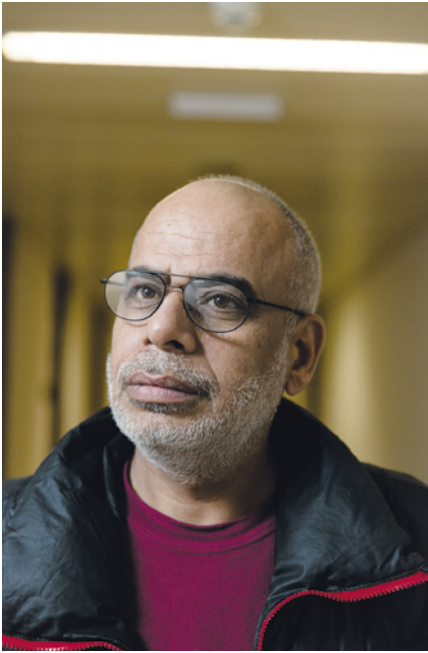
Über den Köpfen der Männer sind zahlreiche Stockwerke mit langen Fensterreihen zu sehen. Hier war einst eine Internatsschule für Zollbeamte, gut möblierte Zimmer und eine Cafeteria gab es also bereits. „Wer weiß“, sagt Lotte Kristoferitsch vom Designbüro EOOS, die ich hier zum ersten Mal treffe, „vielleicht brauchen wir wieder Grenzkontrollen.“ Sie scherzt, doch angesichts der Spannungen in der EU-Schengenpolitik lachen wir nur halbherzig.

Im selben Gebäude befinden sich zwei Gymnasien. Vis-à-vis über dem Hof hat das Bundesverwaltungsgericht für Asyl und Fremdenrecht seinen Sitz, wo über die Asylanträge entschieden wird. Drei Stockwerke unterhalb des Flüchtlingsnotquartiers ist ein unterirdischer und schalldichter Schießstand der Wiener Polizei. Die Ironie, dass hier SchülerInnen, uniformierte PolizistInnen, AsylwerberInnen und Beamte, die über die Asylansuchen entscheiden, jeden Tag denselben Hof überqueren, entgeht mir durchaus nicht.

EOOS

Lotte Kristoferitsch führt mich ins Baustellenbüro von EOOS im dritten Stock des Quartiers. Die Gänge und Stiegen sind typisch für ein Bürogebäude – nicht unfreundlich, aber heruntergekommen und abgenutzt. Das Haus hat seine beste Zeit hinter sich.

¹³ Bis Ende 2015 beherbergte das Heim in Erdberg viele unbegleitete Minderjährige. Einer ist immer noch da, der 17-jährige Fadi aus einer syrischen Bergregion nahe der Grenze zu Israel. Fadi kam allein nach Österreich und arbeitet im Tischlerteam. Die Wohnung, die seine Familie in Damaskus gemietet hatte, war zerstört worden. Er hofft, Elektriker zu werden und dann seine Familie in Europa in Sicherheit bringen zu können.



Mohammed Umar im Haus Erdberg

Die europäische Stadt ist der Ort, an dem die moderne Gesellschaft entstanden ist. Beim Gang durch eine europäische Stadt können die BürgerInnen der heutigen Gesellschaft sich ihrer eigenen Geschichte vergewissern.

Jeder Stock ist ein großes Oval rund um einen Innenhof und hat ca. achtzig Zimmer, in denen meist je zwei Männer wohnen. Das Büro von EOOS ist nur ein paar Schritte von den Caritas-Büros entfernt, die als Drehscheibe in ein paar adaptierten Zimmern und einer ehemaligen Teeküche, die in einen Besprechungsraum umgebaut wurde, untergebracht sind.¹⁴

„Die Nachteile einer Notunterkunft für sechshundert Menschen liegen auf der Hand, aber was könnten die Vorteile sein?“, fragt Harald Gründl, einer der drei Firmengründer. „Wir können hier zum Teil Modelle entwickeln, die dann auch anderswo einsetzbar sind.“¹⁵

EOOS hat das Projekt mit der längsten Laufzeit übernommen. Der Fonds Soziales Wien hat das Gebäude für 15 Jahre gemietet. Priorität ist, eine Situation zu schaffen, in der die Flüchtlinge für sich selbst sorgen können. Im obersten Stock wurde eine bereits in Betrieb befindliche Cafeteria eingerichtet, in der – als erster Schritt – die Flüchtlinge selbst kochen können.

„Wir haben zwei Küchentypologien entwickelt“, erzählt Gründl, „einen für zehn Zimmer und einen größeren.“ Ziel ist, dass die Flüchtlinge nicht nur unabhängiger werden, sondern dass sie auch Treffpunkte haben, an denen sie sich besser kennenlernen. Abgesehen von den Küchen wird jedes Zimmer mit einem mobilen Küchenschrankmöbel zum Verstauen persönlicher Utensilien ausgestattet.¹⁶

EOOS hat noch größere Pläne, z. B. den, im verwahrlosten Innenhof einen Garten anzulegen. Gemeinsam mit den Flüchtlingen könnten die leeren Teeküchen und Treppentritte zu Gemeinschaftsräumen umgebaut werden. Man spricht schon von einem „Gangbasar“, auf dem FriseurInnen, BäckerInnen etc. ihre Dienstleistungen oder Produkte im Tausch gegen eine Art Währung anbieten könnten.

Der Ort

Die Unterkunft in Erdberg sieht im Vergleich zu der in der Pfeifergasse gespenstisch leer aus. Die Männer bleiben die meiste Zeit in ihren Zimmern. Die langen Flure werden von vielen Türen unterbrochen und biegen dann scharf ab, wodurch der Eindruck entsteht, man gehe durch ein Labyrinth. Ein paar Jugendliche versammeln sich auf Bänken in der Nähe der Internet-Hotspots. An den Wänden hängen hier keine Kinderzeichnungen, sondern ein Schwarzes Brett, auf dem steht, wer Post bekommen hat. Viele der Flüchtlinge kommen dauernd nachschauen, denn Post könnte ein Asylgespräch bei den Behörden bedeuten. Mehr Gemeinschaftsräume gibt es hier nicht.

„Alle brauchen einen eigenen Ort. Besonders Menschen, die keinen Ort mehr haben“, sagt Gründl. „Die Küchen sind ein erster Schritt in Richtung Unabhängigkeit. Ich möchte, dass die Wohnsituation im Haus besser wird. Dass die Menschen Arbeit haben, nicht nur Freizeit. Natürlich will man niemanden zur Arbeit zwingen. Aber es ist das dauernde Warten, das die Leute fertig macht.“ Im Erdgeschoss befindet sich eine Werkstatt für den Bau der Küchen. Die ersten beiden Prototypen werden nächste Woche fertig.

¹⁴ Seit Dezember 2015 werden die Flüchtlinge („Die Flüchtlinge ... werden verwaltet“, das kommt mir komisch vor. „wird die Flüchtlingsunterbringung“? Oder was ist gemeint?) nicht mehr von der privaten Schweizer Sicherheitsfirma ORS, sondern von den österreichischen Zweigen der Hilfsorganisationen Caritas und Samariterbund verwaltet.
¹⁵ So meint Gründl, dass auch die next ENTERprise architects (Löschner? Steht auch nicht im Beitrag „Reporting From the Front“.) – die dritten Biennale-Teilnehmer, von denen hier nicht die Rede ist, weil die von ihnen gestaltete Unterkunft noch nicht bezogen ist – die Küchen wahrscheinlich verwenden werden.
¹⁶ Viele Gegenstände von EOOS (von EOOS entworfene Gegenstände?) gibt es auch in ihrem Baustellenbüro zu sehen. An der Wand hängt eine große gelbe Platte, an der normalerweise Küchengeräte aufgehängt werden. Des Weiteren gibt es einen gelben Tisch, der eine Variante des von EOOS für den Luxusküchenhersteller Bulthaup entwickelten Tisches ist, sowie das effiziente Küchenschrankmöbel.

Zeit

Während die Schirme von Caramel Provisorien sind, beginnen EOOS in Erdberg also mit einem mehrjährigen Experiment. Dort ein Notstand, hier ein Ausnahmezustand.



Ishaq Afridi im Haus Erdberg

Egal wie gut die Bedingungen in einer Flüchtlingsunterkunft sein mögen, die sonst unmerkliche Zeit macht sich doch immer stärker bemerkbar. Sie wird länger, beginnt sich zu ziehen. Zeit ist kein Asset mehr und wird zur Belastung. Wenn es keine zeitliche Struktur gibt oder geben kann, beginnt sogar der stärkste Charakter zu wanken.

In meinem anderen Leben, in dem es um die Kunst- und Architekturdiskurse geht, lese ich von Akzelerationismus und extremer Gegenwart. Beschleunigung, Internet, mehr, mehr, mehr, schneller, schneller, schneller. Ich rase dahin mit den Menschenmassen des spätkapitalistischen Westens. Hier jedoch bin ich mit den Flüchtlingen in der Entschleunigungszone. Alles dehnt sich, koppelt sich ab von den Alltagsrhythmen. Wie sollen BewohnerInnen solcher Unterkünfte aber den Rhythmus des österreichischen Alltags lernen, wenn sie isoliert sind oder an ihm nicht teilnehmen dürfen?

Die Werkstatt

Am Tag, an dem das Tischlerteam mit seiner Arbeit beginnen soll, gibt es plötzlich eine unerklärliche Verzögerung. Stapel mit vorgeschrittenem Holz – hellgelb, eine Spende der österreichischen Firma Umdasch – werden ins Gebäude gebracht, aber aus irgendeinem Grund kann der Küchenbau nicht losgehen.

Kristoferitsch überbringt den vier unterschiedlich alten Syrern die Neuigkeit: Ihr Ingenieur meine, die Arbeit „könne in den nächsten Wochen über die Bühne gehen“. In den nächsten Wochen? Die vier Männer sind schockiert. Vor Wochen wurde ihnen bereits versprochen, dass sie arbeiten könnten. Kristoferitsch rudert sofort zurück. „Nein, nein, morgen. Wir beginnen morgen! Heute laden wir ab.“ Sichtliche Erleichterung. Als ich das nächste Mal da bin, ist die Werkstatt, ein kleinerer verflieserter und jetzt mit Holz vollgestopfter Raum, bereits in Betrieb.

Die Tischler: Tammam

„Ich halte es nicht mehr aus, nur zu essen und zu schlafen“, sagt Tammam, „das ist kein Leben. Ohne meine Kinder kann ich mich nicht konzentrieren, ich mache mir Sorgen. Deutsch lernen ist schwierig. Ich bin fünfzig, da habe ich nicht mehr so viel Zeit.“

Dafür hat Tammam 35 Jahre Berufserfahrung als Tischler. In der west-syrischen Stadt Homs hatte er nicht nur seine eigene Werkstatt, sondern ein Haus, ein Auto und eine Familie. Als die Rebellenhochburg angegriffen und größtenteils zerstört wurde, floh er mit seiner Frau und drei Kindern nach Jordanien. Zu oft hatte er Heckenschützen ausweichen müssen, die Werkstatt und sein Haus waren dem Boden gleichgemacht worden, alles kaputt. Sogar die Flucht war ein Martyrium. Nach einer grauenhaften Zwischenstation in einem jordanischen Flüchtlingslager brach Tammam schließlich mit seinem Neffen am 28. Februar 2015 nach Europa auf.

Zu jener Zeit war die mazedonische Grenze geschlossen und wurde scharf kontrolliert. Tammam marschierte zum Teil stundenlang heimlich durch Wälder. Sein Ziel war Berlin, wo er Verwandte hat, aber er wurde in der Tschechischen Republik aufgegriffen. Die Behörden schickten ihn zurück nach Österreich. Dort wurde er überrascht: „Die österreichische Polizei war sehr freundlich und sagte immer: ‚Du bist an einem sicheren Ort.‘ Also bin ich hiergeblieben.“

Seit zehn Monaten ist Tammam nun in Erdberg. Alles, was er möchte, ist arbeiten. Immer wenn ich die Werkstatt besuche, ist er da und baut Küchenschrankmöbel. In Homs hat er auch Küchen gebaut. „Ich bin so froh, dass ich wieder meinen Beruf ausüben kann“, sagt er. „Sie haben mir die Pläne gegeben, und ich habe sie gleich verstanden und umgesetzt. Ich glaube, das hat sie beeindruckt.“¹⁷

Die Tischler: Muhammad

Muhammad ist 41 Jahre alt und war in Damaskus Parfümeur. Nun ist er Stammkraft in der Tischlerei. Er sitzt vor dem Werkbankprototyp von EOOS und scherzt, dass er nicht nur alles kann, sondern auch so gelangweilt ist, dass er alles tun wird. So hat er schon Fenster und Türen repariert und eine Kindergartenwand gestrichen. Er ist mit seinem älteren Sohn nach Österreich gekommen, der kurz vor der Einberufung in Baschar al-Assads Armee stand (und jetzt eine Friseurlehre macht und Deutsch lernt). Muhammads Frau und zwei weitere Geschwister sind immer noch in Damaskus. Sie wohnen nur dreihundert Meter von der Frontlinie entfernt.

„Ich komme aus einer wohlhabenden Familie“, erzählt Muhammad. „Wir besaßen mehrere Grundstücke und Häuser. Die meisten haben wir verloren. Mir gelang es noch, eine Wohnung und einen kleinen Laden zu verkaufen. Dann lieh ich mir Geld, um die Flucht hierher zu bezahlen.“

Muhammad ist intelligent, redet schnell und direkt und ist zufrieden, wie das Quartier in Erdberg geführt wird. Seit Caritas und Samariterbund da sind, gibt es mehr Behördengespräche, die einen ziehen aus, die anderen ein. Im Quartier gibt es auch mehr zu tun. Die Leute von der Caritas und von EOOS hören sich alle Vorschläge an.

Tammam bezweifelt, dass die Küchen das Gemeinschaftsgefühl verbessern werden, während Muhammad glaubt, sie seien eine gute Idee. Nur wer wird sie sauber machen? Was passiert, wenn im Sommer Fliegen und Wanzen kommen? Was ist mit den Kindern, die ja immer Unordnung machen? Oder wenn die verschiedenen Nationalitäten nicht miteinander auskommen?

Muhammad bekräftigt, wie dankbar er den ÖsterreicherInnen und ihrer Regierung ist. Dann aber fällt ihm die momentane Lage in Europa ein, und er beginnt leise zu schluchzen. Er hört auf zu reden. Alle verstummen. „Wir SyrerInnen haben die Flüchtlinge aus dem Irak aufgenommen, ohne Fragen zu stellen“, sagt er durch die Tränen hindurch. „Man darf die Leute, die in Syrien festsitzen, nicht vergessen. Oder die Leute, die an den Grenzen hängen geblieben sind. Ich kenne sie nicht, aber auch sie haben ja Familien.“

Transit

Von 1919 bis 1937 verließen 80.000 ÖsterreicherInnen das Land, um nach Übersee zu gehen.

Ende des Zweiten Weltkriegs ließen sich mehr als 500.000 Vertriebene permanent in Österreich nieder.

1956 kamen mehr als 180.000 ungarische Flüchtlinge nach Österreich, von denen 20.000 dauerhaft blieben.

In den frühen 1990er-Jahren trafen circa 95.000 Kriegsflüchtlinge aus Bosnien und Herzegowina in Österreich ein, um hier temporär

¹⁷ Später erzählt er stolz, dass er im Spätapril einen Termin bei den Asylbehörden hat, und fragt mich, ob ich schon irgendwelche Tischlerarbeiten für ihn hätte.

Schutz zu finden. Bis 1999 erhielten etwa 70.000 eine dauerhafte Aufenthaltsgenehmigung. Ca. 20.000 davon kehrten nach Bosnien und Herzegowina zurück oder zogen weiter. Die anderen sind geblieben.¹⁸

Die Tischler: Amer

Amers Lachen hellt das ganze Zimmer auf. Ich vermute demnach, dass er ein fröhlicher Mensch ist. Seine Geschichte ist aber die traurigste von allen.

Amer ist zwanzig und Syrer palästinensischer Herkunft. Nachdem seine Familie aus einem Vorort von Damaskus, wo zwei ihrer Wohnungen zerstört worden waren, nach Libanon geflohen war, blieb er noch anderthalb Jahre in Syrien. Als obdachloser Jugendlicher übernachtete er bei Freunden auf dem Sofa. Ein paar Nächte hier, ein paar Nächte dort. Auf seine Matura musste er in Bussen oder im Freien lernen. Sein Ziel war, Informatik und Telekommunikation studieren.

„Ich wollte weder töten noch getötet werden“, sagt Amer mit sanfter Stimme. Man kann sich ihn auch kaum in einer Gewaltsituation vorstellen, obwohl er Zeuge vieler solcher Situationen war. Als der Krieg unerträglich wurde, lieh er sich schließlich Geld, um – allein – aus dem Land zu fliehen. Er bezahlte einen Schlepper, der ihn nach Berlin bringen sollte, wo sein Bruder bereits auf den Asylbescheid wartet. In der Nähe von Salzburg verließ der Schlepper jedoch den mit zwanzig Flüchtlingen vollgestopften Lastwagen. Zwei Stunden später war die Polizei da. Amer hatte noch fünfzig Euro übrig und keine Wahl.

Nach mehreren Intermezzi in Flüchtlingslagern in ganz Österreich wurde Amer in Erdberg einquartiert, seine Akte ist aber in Oberösterreich geblieben und dort vielleicht verloren gegangen. Niemand, nicht einmal die Rechtsanwälte der Diakonie und der Caritas, können ihm helfen. Verzweifelt und labil hat Amer schon einen Therapeuten konsultiert, meint aber, die Therapie würde seine Probleme nicht lösen. „In Wahrheit geht’s doch nicht um Therapien, es geht um den Krieg“, sagt er. „Ich habe meine Zukunft verloren, kann nicht weiterstudieren. Für mich ist nichts schlimmer als das Warten.“

Als die Projekte angekündigt wurden, trugen die BewohnerInnen des Notquartiers Erdberg ihre Namen und Berufe in eine Liste ein. Es gab Maler, Elektriker, Tischler. Amer meldete sich sofort für die Tischlerei. „Diese Küchen und die anderen Projekte sind ein Schritt in die richtige Richtung“, meint er.

Erst als ich ihn nach seinen Plänen frage, falls er Asyl bekommen sollte, lacht er wieder. Er ist jetzt schon der Handy- und Computerreparateur der ganzen Unterkunft. Was würde er machen? Uni, dann in der IT-Branche arbeiten, aber auch irgendwann seine kranke Mutter besuchen fahren. „Ich habe Milliarden Pläne“, sagt er, „gebt mir doch einfach eine Chance.“

Als deutsch-jüdische „Refugee“ in den Vereinigten Staaten schrieb Hannah Arendt schon 1943: „Da alle Welt plant und wünscht und hofft, tun wir das auch.“¹⁹

Doppelt vertrieben

Anzahl afghanischer Flüchtlinge in Pakistan: 1,5 Millionen (registriert laut UNHCR).

Anzahl afghanischer StaatsbürgerInnen im



Masoomi Hameed im Haus Erdberg

Amer schon einen Therapeuten konsultiert, meint aber, die Therapie würde seine Probleme nicht lösen. „In Wahrheit geht’s doch nicht um Therapien, es geht um den Krieg“, sagt er. „Ich habe meine Zukunft verloren, kann nicht weiterstudieren. Für mich ist nichts schlimmer als das Warten.“

¹⁸ Vgl. <http://www.migrationpolicy.org/article/austria-country-immigration> (zuletzt besucht am 11.4.2016 ##offline 25.4.2016##).

¹⁹ Arendt 1989 (wie Anm. 3), S. 9.

„Wir SyrerInnen haben die Flüchtlinge aus dem Irak aufgenommen, ohne Fragen zu stellen“, sagt er durch die Tränen hindurch. „Man darf die Leute, die in Syrien festsetzen, nicht vergessen. Oder die Leute, die an den Grenzen hängen geblieben sind. Ich kenne sie nicht, aber auch sie haben ja Familien.“

Iran: 950.000 (registriert laut UNHCR).

Anzahl von IrakerInnen in Syrien Ende des ersten Jahrzehnts des 21. Jahrhunderts: zwei Millionen; 2013 als Flüchtlinge registriert: 63.500.20

Seit März 2013 werden in Pakistan keine Visa mehr verlängert, auch nicht die der im Land geborenen AfghanInnen.

Im März 2016 sind immer noch 450.000 der 560.000 vom Hilfswerk der Vereinten Nationen für Palästinaflüchtlinge im Nahen Osten registrierten palästinensischen Flüchtlinge auf syrischem Staatsgebiet.²¹

Von den jungen Afghanen, die ich treffe, ist keiner aus Afghanistan gekommen. Zwei von ihnen, Ishaq und Hameed (beide 18 Jahre alt, Hameed spricht Deutsch, Englisch und viele andere Sprachen), lernen Elektriker und besuchen in Österreich die Berufsschule. Sie erscheinen mir stabiler als die HeimbewohnerInnen ohne fixe Termine.

„Als Erstes möchte ich den Menschen in Österreich danken, die uns wie in eine Familie aufgenommen haben. Es sind freundliche Menschen. Ich mag auch dieses Quartier“, sagt Ishaq auf Englisch. Sein Zimmergenosse Miagan stimmt zu. Er spricht Paschtunisch, und Ishaq dolmetscht.

Ishaq besuchte eine Militärschule und heiratete seine 16-jährige Freundin, bevor er 2014 die von den Taliban terrorisierte pakistanische Region Khyber Pakhtunkhwa verließ und nach Österreich kam. Seine Flucht dauerte zwei Monate und kostete 10.500 Euro. Vor vier Monaten wurde sein Vater von Soldaten getötet. Ishaq wusste, dass das passieren würde. Er hat Kopien des Haft- und Tötungsbefehls für seine Familie. Ishaq hofft, dass diese Kopien als Beweise für seinen Asylgrund gelten.

Miagans Familie war ebenfalls in Gebietsstreitigkeiten von Stämmen verwickelt und gezwungen, von Afghanistan nach Pakistan auszuwandern. Miagans Bruder wurde umgebracht. Miagan wäre der Nächste auf der Todesliste gewesen. In Kroatien wurden seine Fingerabdrücke genommen, und er hat große Angst, abgeschoben zu werden. Miagan möchte in Wien bleiben, auch wenn er den Stephansdom noch nie gesehen hat. Bei vierzig Euro Taschengeld pro Monat sind 4,40 Euro für die U-Bahn-Fahrt hin und retour einfach zu viel.²²

In Pakistan lebte Ishaq in einem bescheidenen Haus, sein Vater war Dorfältester. Seit der Vater tot und das Haus zerstört ist, lebt die übrige Familie bei einem Onkel. Ishaq schickt ihr das wenige Geld, das er erspart. Auf Miagans Zimmerseite hängt ein Plakat mit dem aufgesprayten Schriftzug „NEIN WIR WOLLEN BLEIBEN“. Auf seinem Schwarzen Brett steht auf einer selbstgestalteten österreichischen Fahne: „Austria, my best contri“. Von allen Ländern, in denen er war, ist Österreich vielleicht das einzige, in dem er Frieden findet.

Integration

Die Flutwelle klingt ab,²³ aber metaphorisch gespro-

20 Babak Dehghanpisheh, „Iraqi Refugees in Syria feel new strains of war“, in: „The Washington Post“, 10.4.2013, https://www.washingtonpost.com/world/middle_east/iraqi-refugees-in-syria-feel-new-strains-of-war/2013/04/09/4f5cd784-9ee8-11e2-a941-a19bce7af755_story.html (zuletzt besucht am 25.4.2016).

21 Vgl. <http://www.unrwa.org/syria-crisis> (zuletzt besucht am 25.4.2016).

22 Die jungen Afghanen treffen sich stattdessen auf einem Parkplatz in Erdberg zu improvisierten Cricketpartien. Sie fragen mich, ob ich nicht irgendwelche Österreicher kenne, die Cricket spielen.

23 Die Gründe dafür sind im Moment umstritten und kompliziert. Im Februar 2016 verkündete Österreich eine Obergrenze für Asylansuchen. Zum Zeitpunkt der Abfassung dieses

Auf Miagans
Zimmerseite hängt
ein Plakat mit dem
aufgesprayten
Schriftzug „NEIN
WIR WOLLEN
BLEIBEN“. Auf
seinem Schwarzen
Brett steht auf
einer selbstge-
stalteten öster-
reichischen Fahne:
„Austria,
my best contri“

chen sind die Gewässer in Zentraleuropa immer noch stürmisch. Wie in der Ägäis gibt es starke Sogströmungen.

Die Integrationspolitik Wiens ist vorbildlich. Deutschkurse, die alle, mit denen ich spreche, ausnahmslos als „meinen Deutschkurs“ bezeichnen, werden sämtlichen Flüchtlingen vom ersten Tag an angeboten. Auf mehrsprachigen Ankündigungen im Eingangsbereich des Erdberger Quartiers bietet eine ganze Armee Freiwilliger Tanzkurse, Besuche von Fußballmatches oder Filmabende an. Die Architekturprojekte knüpfen clever an die existierenden Fähigkeiten der Flüchtlinge an. So können sie ihre Zeit mit sinnvollen Tätigkeiten füllen, Lösungen für Probleme finden und vielleicht sogar Kontakte für die Zukunft knüpfen.²⁴

Und dennoch ... Ist die Integration einer so unglaublich heterogenen Gruppe von Menschen, von denen die meisten traumatisiert sind, manche nicht schreiben und lesen können, überhaupt möglich? Im April beriet die Wiener Stadtregierung über verpflichtende Kurse, und zwar nicht nur für Deutsch, sondern für österreichische Werte, westliche Sitten oder gesellschaftliche Umgangsformen im Alltag. Eine gute Investition, aber wirkt sie auch? Ich merke, dass ja sogar ich mich als Deutsch sprechende Amerikanerin bisweilen über die oft widersprüchlichen österreichischen Werte und Verhaltensnormen wundere und mir hin und wieder einen größeren Fauxpas leiste. Ab wann ist die Integration eigentlich gelungen?

Schreiben Sie darüber!

Omar ist fünfzig und lebt seit sieben Monaten in der Unterkunft Erdberg. Obwohl er dem Fotografen dieser Publikation erzählt hat, er sei Schauspieler, ist er keiner und war auch nie einer. Dennoch behauptet er, schauspielern und singen zu können. „Ich hab ihn nur getriezt“, sagt er jetzt.

Wir gehen in sein Zimmer – ein Einbetteckzimmer. Sein früherer Zimmergenosse war 18 und „unordentlich“, daher musste er ausziehen. Die Tür bleibt offen. Es gibt ohnehin kein Schloss, was, wie Omar behauptet, zu ungezügelter Diebstählen unter den Flüchtlingen führe.

„Schaut nur aus dem Fenster“, sagt er, „das ist ein Gefängnis hier, ein Gefängnis!“ Er spricht ein Deutsch, das er vor dreißig Jahren auf der Universität Damaskus gelernt und dann als Reiseführer für Syrienreisende aus Deutschland und Österreich geübt hat. Das war immer im Sommer, sonst arbeitete Omar für die syrische Regierung. Er erwarb ein Grundstück und baute ein Haus. „In meinem Land“, sagt er, „war ich ein reicher Mann.“

Wie Amer ist auch Omar ein Palästinenser. Seine Eltern flohen 1948 aus Palästina nach Syrien. „68 Jahre lang waren meine Eltern heimatlos“, sagt er. „Ich wurde 1965 in Syrien geboren, und nun habe ich meine zweite Heimat auch verloren.“ Omar spricht über seinen älteren Sohn. Er ist zwanzig und studiert in Brasilien. Dann zeigt er mir einen Film mit seinem achtjährigen Sohn, der mit der Mutter, Omars Frau, in Syrien geblieben ist.

Omar hält es ohne seine Familie nicht aus. Ihm geht es in Erdberg nicht gut, er zeigt mir seine psychologischen Diagnosen. Um zu vergessen, trinkt er Alkohol, aber er kann nicht vergessen. „Wenn die Küchen fertig sind und Familien hier einziehen, wird es besser werden“, meint er. „Wir werden freier sein und kochen, was wir wollen. Wir warten alle schon darauf. Aber vielleicht ist es ja nur ein Versprechen ...“

Er klagt „meine Regierung“ an, sie im Stich zu lassen, „sie wegzuworfen“. Ich merke, dass er mich für eine Österreicherin hält. Ich sage ihm,

²⁴ Texts hat man gerade begonnen, Flüchtlinge mit Fähren von Griechenland zurück in die Türkei zu bringen.

²⁴ Amin hofft, ein Praktikum in einem Wiener Architekturbüro machen zu können.

dass ich Amerikanerin bin und dass meine Regierung, der man bestimmt eine Menge vorwerfen kann, nicht das richtige Ziel seiner Klage ist. Von nun an redet er leidenschaftlicher und spricht mich als Autorin an.

„Sie dürfen nicht nur über diese Küchen schreiben. Sie müssen über unsere psychischen Krankheiten schreiben, was uns wehtut, was wir fühlen. Was ist das mit den Küchen? Geht es nur ums Essen? Nein, wir brauchen nicht nur Essen, wir brauchen Freiheit! Die Regierung muss uns gleich im ersten Monat sagen, ob wir hierbleiben können oder nicht. Sie wollen einfach entscheiden. Dann sind wir nicht so kaputt. Dann werden wir nicht krank. In meinem Land habe ich den Krieg erlebt und hatte trotzdem keine psychischen Probleme. Ohne Hoffnung kann man nicht leben. Wenn sie entscheiden würden, wären wir von innen her glücklich. Das ist das Wichtigste und das Interessanteste. Schreiben Sie darüber!“

Dank an die AsylwerberInnen für ihr Vertrauen und ihre Ehrlichkeit, an Günter von Caramel Architekten, an Harald und Lotte von EOOS, an Fayed, den Leiter der Notunterkunft Pfeiffergasse, an Philipp vom Samariterbund am Empfang in Erdberg, an Veli, Sarah und Dr. Ahmad von der Caritas in Erdberg und an Irmgard, die Heimleiterin in Erdberg, die mir den Zugang erleichterte. Und natürlich an Muhammad Al Najjar für seine sprachliche wie kulturelle Übersetzungsarbeit und seine unbezahlbare moralische Unterstützung.